

Forum : von der Komplexität der Informationen und von den verständlichen Signalen

Autor(en): **Ruoff, Ulrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Archäologie der Schweiz : Mitteilungsblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte = Archéologie suisse : bulletin de la Société suisse de préhistoire et d'archéologie = Archeologia svizzera : bollettino della Società svizzera di preist**

Band (Jahr): **19 (1996)**

Heft 3

PDF erstellt am: **02.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-16131>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Von der Komplexität der Informationen und von den verständlichen Signalen

»Die betrieblich relevante Informationsfülle lässt sich nicht ohne Verdichtung nach aussen zuhanden der interessierten Adressaten aus Politik, Medien und Gesellschaft kommunizieren. Die Komplexität der Oeko-Informationen sollte daher soweit als möglich reduziert werden, um beispielsweise klar verständliche Signale zu übermitteln.«
(NZZ Nr. 232, B21, 1992)

Hat uns ein klar verständliches Signal erreicht? Sollten wir auch die Komplexität der Archäo-Informationen reduzieren, um die relevante Informationsfülle zuhanden der interessierten Adressaten zu kommunizieren? - Ich schreibe nicht leicht und gehöre zu den Leuten, die ihre Texte nur widerwillig nochmals lesen, weil die Eleganz fehlt und alles hätte besser formuliert werden müssen. Ich habe deshalb Verständnis, wenn ein Artikel sprachlich unbeholfen tönt und weiss auch, wie leicht von allen Beteiligten Fehler übersehen werden. Hingegen ärgern mich Texte, die in einer scheinbar wissenschaftlichen, in Wirklichkeit aber nur wichtigtuerschen, schwer verständlichen Sprache geschrieben sind, Texte, in denen eine hohle Phrase um die andere zu finden ist und Texte, in denen ich immer wieder auf Sinnwidriges stosse. Wir dulden oft allzu viele Mängel und lassen uns von den Autorinnen und Autoren weismachen, in ihrem speziellen Fachbereich sei die gewählte Ausdrucksweise durchaus geläufig und verständlich. Die Redaktionen vieler Fachpublikationen sollten ihre Aufgabe ernster nehmen und die oft vorgebrachte Entschuldigung nicht gelten lassen, es werde trotz einigen Unstimmigkeiten doch klar, was eigentlich gemeint sei. Es ist eine Zumutung, wenn man von den Lesern erwartet, den Gedankenwirrwarr des Autors zu entflechten:

»Unabhängig von diesen auf Nahrungsresten fussenden Rekonstruktionen kann... die architektonische und chronologische Erfassung der demographischen Situation versucht werden. Dies soll im Schlussteil andiskutiert werden. Klar ist, dass hier auch Vergleiche mit anderen Stationen notwendig werden, um Normierungen, etwa von Haushaltsausstattungen, abzuschätzen. Wobei natürlich hohe Faziesähnlichkeit zu fordern wäre. Das leuchtet

sicher bei der Erhaltungsgunst von Keramikresten ein, weniger bei Steingerät-Ausstattungen, während es bei Knochengerten und ganz gewiss bei Holzgeräten augenscheinlicher ist.«

Wir sind zu nachsichtig, weil uns auch Tadel treffen könnte. Redaktorinnen und Redaktoren setzen sich zu oft gar nicht richtig mit den eingereichten Manuskripten auseinander, beschränken sich auf minimale Sprachkorrekturen und besorgen eigentlich nur die Drucklegungsarbeit. Wäre es nicht ihre Pflicht, auf Widersprüchliches und Verworrenes hinzuweisen und auf Korrekturen zu beharren? Wenn *»die Bollensteine der ursprünglichen Grabhügelbedeckung die Urne an deren Basis umgeben«*, sollte dies auffallen und spätestens, wenn sich die *»andeutungsweise nachgewiesenen Grabhügel«* bei zwei Gräbern *»sehr gut abzeichnen«*, müsste die Verfasserin freundlich um eine Erklärung gebeten werden. Oft brächten schon einige kleine Änderungen eine deutliche Verbesserung und mehr Klarheit. Würden wir zum Beispiel gnadenlos gezwungen, auf die Verwendung von *»beziehungsweise«* zu verzichten und es auch nicht mit dem ihm entsprechenden *»oder eigentlich«* zu ersetzen, wären mit einem Schlag zahllose Ungenauigkeiten aus der Welt geschafft. Der Autor, der schrieb, dass eine Wand *»mit Mörtel ausgefacht bzw. verputzt gewesen sein musste«* hätte sich vielleicht nochmals überlegt, was sich erschliessen lässt und was die richtige Bezeichnung dafür ist.

Die Beispiele zeigen, dass es mir nicht um kleine Verstösse gegen Orthographie und Grammatik geht. Gleichgültigkeit gegenüber sprachlichen Entgleisungen ist weit verbreitet, obwohl wir wissen, dass sie meistens dort entstehen, wo auch der Inhalt fragwürdig ist. Als Leser macht man sich nicht die Mühe, einen nicht verstandenen Satz ein zweites Mal zu lesen, überspringt wortreiche aber anscheinend wenig aussagekräftige Passagen und legt schliesslich den Artikel achselzuckend beiseite. Findet die vermeintliche Aussage unsere Zustimmung oder gefällt uns wenigstens die Stossrichtung einer Veröffentlichung, wird ihr doch Wert und Beweiskraft beigegeben. Es scheint sogar, dass viele Leser hinter dem Unverdaulichen besonderen Tiefsinn vermuten. In andern Fällen sind wir zur Nachsicht bereit, weil wir den Druck der vermaledeiten *»publish or perish philosophy«* kennen. Was ein Autor zur Frage des Anteils des Fleisches, der Zucht- und

der Sammelpflanzen zur Ernährung schrieb, gilt auch für die Auswahl von publikationswürdigen Artikeln: *»Hier geraten wir nach allen ethnohistorischen Vorgaben in die schwer abschätzbaren ethnopsychologischen Selektionsmechanismen menschlichen Verhaltens.«* Wie bescheiden nähme sich manches Forschungsergebnis aus, wenn es leicht verständlich dargestellt würde.

»Festhalten am Vergangenen, Negieren des Gegenwärtigen, Antizipieren des Künftigen: diese Strategien gelangen in Situationen zur Anwendung, in denen das Gegenüber als Nichts erlebt wird, das auf etwas Fehlendes hinweist. Mit dem Akt der Einsargung und des Aufbahrens im Friedhof tritt später an die Stelle der Objektivation des Spitalbestatters eine symbolische Chiffrierung. Sie überdeckt das Gegenüber mit Zeichen, die dem Nichts dessen Wirklichkeit nehmen.«
(Bulletin I, Schweiz. Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung, 10/VII 1993)

Archäologinnen und Archäologen erleben nicht einmal einen Körperschatten, geschweige denn ein Skelett oder gar eine Moorleiche als *»Weniger-als-Nichts«*, was zur Verständlichkeit ihrer Untersuchungsberichte beiträgt. Häufig bleibt es jedoch ein Geheimnis, wieweit das, was darin zu lesen ist, auch stimmt. Ob diejenigen, bei denen sich *»die Auswertung des Befundes schwierig gestaltete«*, die Probleme lösten, wird nie erwähnt. Auch wenn die *»Eindeutigkeit des Befundes genügend gross ist«* reicht dies nur dafür aus, *»zur Datierung der betreffenden Struktur zumindest einen Vorschlag geben zu können«*. Ob *»sicher«* sicher heisst - und dies ist nicht nur in der Archäologie so - bleibt dem Leser zu entscheiden. Wenn hingegen etwas einen *»Verdacht aufkommen lassen könnte«* und für diesen Verdacht einige näher ausgeführte *»Gründe sprechen könnten«*, muss natürlich klargestellt werden, dass es *»unmöglich ist, mehr als eine vage Vermutung auszusprechen.«*

Wer besitzt die Kraft, einen Autor davon zu überzeugen, dass er ohne Gefährdung seines akademischen Rufs einen Konjunktiv weniger verwenden könnte? Vielleicht hätten die Einwände eines Laien mehr Wirkung als der unerbetene Rat der Fachkollegin oder des Fachkollegen. Das naive Staunen darüber, dass *»die mögliche späthallstattzeitliche Datierung eines Randfragmentes die Möglichkeit andeutet,*

dass die Gräber in diesem zeitlichen Zusammenhang gesehen werden können«, dürfte entwaffnend wirken. Trotzdem enthebt die redaktionelle Mitarbeit eines Nichtarchäologen die Fachleute, die eine Publikation betreiben, nicht von der Pflicht, ihrerseits die abgelieferten Manuskripte sorgfältig zu lesen und wenn nötig Verbesserungsvorschläge zu machen. »Während vielleicht zwei bis drei Jahrhunderten zählten Vollgriffdolche und Löffelbeile zum Repertoire wichtiger Männer, bevor sie im Wandel der Zeit ihre Funktion wieder verloren«. Auch der Nichtarchäologe wird merken, dass in diesem Satz das Wort »Repertoire« nicht ganz am Platz ist, er wird aber vermutlich die Wendung »Funktion wieder verlieren« akzeptieren, weil er nicht weiss, dass die erwähnten Typen im Laufe der Zeit ganz einfach verschwanden. In manchen Fällen dürften übrigens auch Eingeweihte etwas überfordert sein: »Teilschicht 2.1 konnte gut von den darunterliegenden Schichten abgetrennt werden. Sie enthielt zudem eine Keramikgruppe, die nur in 2.1 vorkommt. In Zonen, wo die organische Kulturschicht durch die vorangegangene Erosion stärker angegriffen worden war, war diese Keramikgruppe mit Material aus den darunterliegenden Schichten vermischt. Die Keramik aus Schicht 2.1 ist oft stark erodiert. Die Keramik, die aus einer höheren Schicht stammen dürfte und bis zu ihrer zweiten Ablagerung der Erosion ausgesetzt war, kann mit Hilfe dieses Merkmals, neben Form und Verzierung, von den Scherben unterschieden werden, welche erst durch die Erosion des organischen Schichtpakets in die Schicht 2.1 gelangt sind.«

Ist die mühsame Darstellung eines unklaren Befundes überwunden und kommen wir zur Interpretation, sind dann plötzlich alle Zweifel wie weggeblasen, die uns noch plagten, als wir den archäologischen Befund erhoben. Wir vergessen »dass sich die fundführende Schicht in dunklere und hellere Partien aufgelöst hatte« und keine »eigentliche Grubenverfärbung erkannt wurde«.

Warum bleibt die nötige Kritik manchmal aus? Fehlt uns die Zeit, die Berechtigung unserer Einwände nachzuweisen? Oder fürchten wir eingestehen zu müssen, dass sich uns der Sinn des Gelesenen nur deshalb nicht erschliesst, weil es bedenkliche Lücken in unserer Bildung gibt oder weil unser Geist etwas träge ist? Wenn sich Autorinnen und Autoren ins Feld von Nachbarwissenschaften begeben, getraut sich kein Redaktor mehr, Zweifel an der Verständlichkeit zu äussern oder Kürzungen vorzuschlagen, wo ihm die Aussage belanglos erscheint? Wie erhellend ist es, wenn wir u.a. hören, dass »traditionelle selbstversorgende Gesellschaften auf der 'häuslichen Produktionsweise' beruhen, die eng mit dem Begriff 'Haushalt' verbunden ist« und weiter vernehmen, dass ein Merkmal des Haushalts »Produktions- und

Konsumeinheit« ist? Muss ich aus den als Beispiel dieser Situation geschilderten zwei archäologischen Fällen der »räumlichen Zuordnung von Getreidevorräten und den Herdstellen wo gegessen wird« tatsächlich folgern, dass dort, wo in einem Haus mehrere Herdstellen aber nur ein Getreidevorrat gefunden worden ist, »von einer Produktionsgemeinschaft und einer Trennung der Konsumationseinheiten auszugehen ist«?

Wir sollten viel öfters fragen: »Was heisst das eigentlich?« Es ist verlockender, rasch nach einem halbwegs passenden Modewort zu greifen, als lange nach dem wirklich treffenden Ausdruck zu suchen. Da wird thematisiert, andiskutiert und ein neuer Ansatz ist unverzichtbar. Es besteht offenbar Handlungsbedarf, denn »die an der Ausgrabungsstelle nicht vollzogenen Beobachtungen und nicht dokumentierten Erkenntnisse lassen sich später nie mehr nachvollziehen«, und es gibt Beispiele dafür, dass »heute nicht mehr vollzogen werden kann, an welcher Stelle entschieden wurde, bestimmte Funde aufzubewahren«. Besonders in Gesuchen um Beiträge, in Gutachten und in Tätigkeitsberichten wimmelt es von solchen Ausdrücken. Vielleicht ist es wirklich wichtiger, Begriffe wie »Interdisziplinarität« und »Synergie« einzuschmuggeln, als klarzulegen, was man gemacht hat oder zu machen beabsichtigt. Wem käme es in den Sinn zu kritisieren, wenn es heisst: »Es traten Verzögerungen für jene Auswertungsanteile auf, die auf die Erarbeitung zugehöriger Befunde angewiesen sind«.

Die Redaktorin dieser Zeitschrift machte mich mit Recht darauf aufmerksam, dass es nicht angeht, die ganze Verantwortung für den Deutschstil in unseren Veröffentlichungen den Redaktionen zuzuschieben. An manchen Universitätsinstituten - nicht nur in der Schweiz - scheinen sich weder Dozenten noch Assistenten um die Sprache in ihren Publikationen zu kümmern, es sei denn, jemand wage etwas zu rügen. So wurde wenigstens die folgende elegante Formulierung erfolgreich verteidigt: »Berechnet man, handelt man beide Gefässformen gemeinsam ab, Mittel- und Durchschnittswerte dieser Keramikgruppe, so erhält man Gefässformen und -masse, die nach bisherigem Kenntnisstand in der Schnurkeramik nicht existieren.« Auch muss man anerkennen, wie gut der wissenschaftliche Stil an den Instituten beherrscht wird. Da stellt man fest, dass »eine Beurteilung der Schicht aufgrund moderner Erosionsphänomene nur noch beschränkt möglich war« und es wird nicht nur erwähnt, wie unbedeutend eine Fundstelle ist, sondern festgehalten: »Sicher werden mehr oder weniger spektakuläre Einzelfunde fehlen, der historische Erkenntnisprozess sollte dadurch nicht nachhaltig gestört werden - auch wenn dies mehr Hoffnung ist, als Gewissheit.« Vor dem naiven Versuch, ein historisches

Bild zu entwerfen, hütet man sich und nimmt »ein in unserer Wissenschaft gängiges Denkmodell zur Erklärung« der archäologischen Ausgrabungsbefunde.

Mit manchen Begriffen gehen wir recht sorglos um und verwenden sie im Fachjargon unnötigerweise in einer etwas erweiterten oder sonstwie veränderten Bedeutung. Dies leistet Missverständnissen Vorschub. »Die ältesten Befunde, Graben, Wall und Mauer, sind in den gekappten, gewachsenen Moränenboden abgetieft worden«, fand ich in einem Ausgrabungsbericht. Glücklicherweise weist uns schon »der in den Boden vertiefte Wall« darauf hin, dass etwas nicht stimmen kann. Es handelte sich nicht um einen Befund, sondern eine Deutung, eine irrtümliche übrigens, wie ich herausfand. Wo »Baubefunde erstellt« werden, ist Zweifel am Platz, wo sich ein »Bauniveau mit Brandschutt vermischt«, wäre eine korrekte Beschreibung zu fordern, und beim Text mit »Begehungshorizonten, welche zu dem von den Dorfbewohnern genutzten Oekosystem gehörten«, könnte eine Kürzung nichts schaden. Finden wir nicht gleich das passende Wort, darf heute unbedenklich »Struktur« eingesetzt werden, selbst wenn es sich um Skelette handelt: »Die parallele, wenn auch gegenständige Orientierung der Strukturen spricht dafür, dass den Bestattenden des Kindes die Lage von Grab 7 gekannt war.«

Auch wer sich wenig Mühe gibt, seine Gedanken und Ideen - falls überhaupt vorhanden - verständlich darzustellen, lässt es an Präzisierungen in Fussnoten nicht fehlen und fügt dem Artikel viele Literaturhinweise und eine imposante Literaturliste bei¹. Selbst wenn er die genannten Werke kaum kennt, leistet er mit seiner »gründlichen« Arbeit doch manchen Kolleginnen und Kollegen einen unschätzbaren Dienst, denn es soll namhafte Institutionen geben, die die Förderungswürdigkeit wissenschaftlicher Projekte daran messen, wie oft Artikel der beteiligten Forscher andernorts zitiert werden.

Ulrich Ruoff

Büro für Archäologie
der Stadt Zürich
Neumarkt 4
8001 Zürich

¹ Aus Höflichkeit verzichtet der Autor in diesem Beitrag auf Quellennachweise.